

Valerie Wilson Wesley
Ein Engel
über deinem Grab

Ein Fall für Tamara Hayle

ROMAN

Aus dem Amerikanischen von
Gertraude Krueger

Diogenes

Titel der 1994 bei G. P. Putnam's Sons,
New York, erschienenen Originalausgabe:
›When Death Comes Stealing‹
Copyright © 1994 by Valerie Wilson Wesley
Covermotiv: Illustration von Cecilia Carlstedt
Copyright © Cecilia Carlstedt

Alle deutschen Rechte vorbehalten
Copyright © 1996/2021
Diogenes Verlag AG Zürich
www.diogenes.ch
100 / 21 / 852 / 1
ISBN 978 3 257 30087 1

Oh, what you goin to do
When Death comes stealing in your room?
O my Lord, O my Lord
What shall I do?

Traditional

Bist du das, Tamara?«, fragte die Stimme am Telefon. Ich hatte ihn sofort erkannt, gab aber keine Antwort. DeWayne Curtis war der allerletzte Mensch, mit dem ich an diesem Sonntagmorgen reden wollte, zumal ich noch gar nicht aufgestanden war.

»Bist du das?«, fragte er noch einmal.

»Wer soll es denn sonst sein? Du hast doch meine Nummer gewählt, oder nicht?«, sagte ich schließlich.

»Ich muss mit dir reden, Tamara. Es ist dringend. Ich bin in einer Telefonzelle unten am Parkway.«

»Was?!«, schrie ich entsetzt in den Hörer und stützte mich im Kissen auf. Dass DeWayne Curtis nach wie vor meinte, ich hätte mich stets nach seinen Bedürfnissen zu richten, machte mich nach wie vor wütend. Als ich ihn vor fünfzehn Jahren kennengelernt und geheiratet hatte, war ich jung und dumm genug, seine überhebliche Selbstsucht für Charakterstärke zu halten. Inzwischen war ich klüger geworden. »Was willst du von mir?«, fragte ich, ohne Höflichkeit vorzutäuschen. Unser Sohn Jamal war in seinem Zimmer und schlief vermutlich noch, da brauchte ich meine wahren Gefühle nicht zu verbergen; ich konnte mit DeWayne reden, wie es mir passte. »Sag, was du von mir willst, und lass mich ansonsten in Ruhe.« Ich wollte

mir ganz in Gedanken eine Zigarette aus der Nachttischschublade nehmen, wo sie früher immer lagen, dabei hatte ich doch vor einem halben Jahr aufgehört. Alles nur wegen DeWayne.

»Ich muss mit dir reden«, wiederholte er, diesmal noch dringlicher. »Es ist etwas passiert, und ich muss mit irgendwem darüber sprechen. Ich muss zu dir kommen, Tammy.«

Aha, jetzt bin ich wieder Tammy, dachte ich. *Also ist es ernst*. Er hatte mich nicht mehr Tammy genannt, seit ich ihn verlassen hatte. Eine Weile sagte ich gar nichts; ich wollte ihn warten lassen. Draußen regnete es; ich hatte noch nicht die Augen geöffnet, als ich schon hörte, wie die Tropfen gegen die Scheibe des Dachfensters schlugen, das ich letzten Sommer einbauen ließ. Irgendwie freute mich der Gedanke, dass DeWayne Curtis da draußen im Regen stand und wartete, bis ich zu einem Entschluss kam. Eigentlich hatte ich an diesem Morgen zu nichts richtig Lust gehabt, als – friedlich und ungestört – im Bett zu bleiben und mir höchstens den Kopf zu zerbrechen, ob ich eine Kanne von dem Blue-Mountain-Kaffee aufsetzen sollte, den ich von meinem alljährlichen großkotzigen Ausflug nach Negril mitgebracht hatte, oder ob ich mal von meiner Koffeinsucht lassen und mir eine Tasse Red-Zinger-Tee aufbrühen sollte.

»Tammy«, sagte DeWayne noch einmal. Ich stieß einen Seufzer aus. »Tammy, Terrence ist gestern gestorben. Terrence ist tot.«

»Grundgütiger Himmel.« Ich setzte mich auf. »Lass mir ein paar Minuten Zeit, damit ich mir was anziehen kann, DeWayne, und dann komm her.«

Ich legte auf, blieb noch einen Moment so sitzen und dachte darüber nach, was er mir da eben erzählt hatte. Bei dem Leben, das der Junge führte, war es eigentlich nur eine Frage der Zeit, dass er zu Tode kam, aber ich konnte mir auch vorstellen, wie DeWayne jetzt zumute war. Was Frauen anging, war er ja ein verdammtes Schwein, aber seine Söhne liebte er und sorgte auch für sie. Der einzige Zug an ihm, den ich wirklich achtete. Nichts hätte ihn schlimmer treffen können, das wusste ich.

DeWayne hatte vier Söhne von verschiedenen Frauen, darunter Jamal, den ich ihm geschenkt hatte. Der sechzehnjährige Hakim stand Jamal altersmäßig am nächsten, und ich hatte ihn in den fünf Jahren, die wir zusammen waren, mit großgezogen, aber die beiden anderen kannte ich im Grunde gar nicht. Gerard war ich ein paarmal begegnet; das war der, den DeWayne mit seiner weißen Frau Emma hatte. Terrence, den gerade verstorbenen Sohn von seiner ersten Frau, hatte ich noch seltener gesehen. Soweit ich das beurteilen konnte, waren Terrence wie Gerard die typischen Verlierer: Terrence hatte sich mit Crack eingelassen, und Gerard hatte immer etwas Böses an sich und so ein verrücktes Glitzern in den Augen, als wollte er lieber eine Uzi rausziehen und einen abknallen, als anständig Guten Tag zu sagen. Mit fortschreitendem Alter waren DeWaynes Gene offenbar besser geworden; Jamal und Hakim machten sich beide gut.

Ich versuchte mich zu besinnen, wann ich Terrence das letzte Mal gesehen hatte, aber es wollte mir nicht einfallen. Ich hatte ihn nur als Kind in Erinnerung. Bei unserer ersten Begegnung kam er uns besuchen, als ich mit Jamal

aus dem Krankenhaus heimkehrte. Da war er ein achtjähriger Junge mit großen Augen und wusste genau, dass seine Mama Delores mich aus tiefster Seele hasste, aber er brachte seinem neuen Brüderchen trotzdem ein Album von Grandmaster Flash and the Furious Five und eine Flasche Apfelsaft mit. Er war linkisch und dürr, und ich konnte weder eine Ähnlichkeit mit seinem Daddy bei ihm erkennen noch mir vorstellen, ob mein Sohn ihm in irgendeiner Weise gleichen würde. Wer weiß schon, was einem Kind im Laufe des Lebens alles widerfahren wird. Ich habe keine Ahnung, wann Terrence auf die schiefe Bahn geraten ist und sich mit Crack eingelassen hat und warum er im Leben so viel mitmachen musste. Aber mit zweiundzwanzig zu sterben, das hatte er nicht verdient – kein Mensch hat das verdient.

»Hey, Ma, kannst du mir ein paar Dollar geben?« Mit dieser Frage durchbrach Jamal meine Gedankengänge; er war mit einem Satz in meinem Zimmer und ließ sich zu mir aufs Bett plumpsen. Allem Anschein nach war er im Laufe des Sommers ganze dreißig Zentimeter in die Höhe geschossen, aber noch nicht recht in seinen Körper eingewachsen. Er lief herum wie ein Giraffenbaby, bestand praktisch nur aus langen staksigen Beinen, hatte aber immer noch ein Kindergesicht, woran auch der Anflug eines Schnurrbarts nichts ändern konnte. Wenn ich ihn anschaute, sah ich immer meinen toten Bruder Johnny vor mir.

»Ich muss mit dir reden«, sagte ich. Er sah mir in die Augen, und der Ausdruck von Angst huschte über sein Gesicht.

»Was ist denn?«

»Dein Daddy hat eben angerufen. Terrence ist gestern gestorben.«

Er sagte nichts, doch seine Augen füllten sich mit Tränen, und er schaute rasch weg, damit ich sie nicht bemerkte. Er sah seine beiden älteren Brüder nur etwa ein, zwei Mal im Jahr, sprach aber immer liebevoll von ihnen – er stellte sich wohl vor, sie hätten eine Beziehung miteinander, wie er sie sich wünschte. DeWaynes Frauen und die Kinder, die er mit ihnen hatte, lebten in einer anderen Welt als wir, doch für Jamal waren diese Welten anscheinend miteinander verbunden. Für ihn waren die nicht vorhandenen Blutsbande zwischen ihm und seinen Brüdern ganz besonders stark.

»Wie ist er gestorben?«, fragte er, ohne mich anzusehen.

»Crack«, sagte ich. Genau wusste ich es nicht, nahm jedoch an, dass ihn das umgebracht hatte. »Hat dein Daddy dir erzählt, dass Terrence Crack nimmt?«

Jamal nickte. Ich hatte keine Ahnung, was DeWayne ihm erzählte und was nicht, und ich fragte nur selten. Ihre Erziehung war ihre Sache, ich hielt mich da möglichst heraus. DeWayne war ein Schwein, und ich konnte nur hoffen, dass diese schlichte Wahrheit Jamal, wenn er sie schließlich entdeckte, nicht so nahegehen würde wie mir damals.

Ich nahm ihn in die Arme und drückte ihn fest an mich, und er versuchte sich nicht loszureißen. Körperlich war er jetzt erwachsen, und der Unterschied zu dem kindlichen Körper von vor einem Jahr versetzte mir einen kurzen Schock. Mit seinen vierzehn Jahren hielt er sich für einen Mann und trat bisweilen auch so auf, doch ich sah noch immer den kleinen Jungen in ihm. Einen Augenblick später machte er sich los.

»Ist es noch lang bis zu ... zu der Beerdigung? Ich möchte mich von ihm verabschieden.« Seine Stimme überschlug sich, jetzt kam das Kind zum Vorschein.

»Dein Daddy kommt in ein paar Minuten vorbei, da kannst du ihn fragen, was er arrangiert hat.« Er nickte und ging in sein Zimmer, und ein paar Minuten später dröhnte die Stimme von Ice Cube hinter der geschlossenen Tür hervor.

Ich zog Jeans und das T-Shirt von der Howard University an, das ich mir letztes Mal in Washington gekauft hatte, ging in die Küche und machte mir eine Kanne mit starkem jamaikanischem Kaffee. Dann setzte ich mich an den Küchentisch und schaute hinaus in den Regen.

Drei Dinge im Leben liegen mir am Herzen: meine Unabhängigkeit, mein Sohn Jamal und mein Seelenfrieden. DeWayne Curtis hatte die Macht, mir zwei davon zu versauen. In den letzten Jahren habe ich einige seelische Belastungen aus meinem Leben verbannen können: Ich war nämlich mal bei der Polizei. Der eine oder andere würde vielleicht sagen, dass ich den Unverschämtheiten nicht gewachsen war, die ich mir da – als Schwarze, als Frau – gefallen lassen sollte, und da mag durchaus etwas dran sein. Ich wusste, wer ich bin, und wollte mich denen zuliebe nicht ändern. Vor fünf Jahren habe ich gekündigt, und die Detektei Hayle Investigative Services, Inc., wurde geboren. Seither mache ich vieles anders. Früher habe ich geraucht; jetzt kaue ich Kaugummi. Ich esse kein Schweinefleisch mehr (außer den Grillrippchen am Nationalfeiertag) und halte mich nach Möglichkeit von DeWayne Curtis fern.

Doch Blut ist dicker als Wasser, wie mein Bruder Johnny zu sagen pflegte. Als der starb, war ich zwanzig, und darum hab ich wohl auch mit einundzwanzig DeWayne geheiratet. Alles nur aus lauter Kummer.

Jetzt bin ich über dreißig und damit zu alt, es einfach hinzunehmen, wenn mir etwas oder jemand den ganzen Tag verderben will. Und doch taucht DeWayne wie ein Stehaufmännchen immer wieder in meinem Leben auf, und ich kann auch gar nicht so furchtbar viel dagegen tun. Ich darf doch meinem Sohn nicht den Vater vorenthalten. Meine Seelenruhe steht allerdings auf einem anderen Blatt, und die war in Gefahr, als ich ihm an dem Morgen beim Kaffee gegenübersaß.

»Ich habe den Jungen geliebt, Tamara. Ich habe den Jungen geliebt. Warum geht ständig alles schief? Warum darf ich nicht glücklich sein? Warum verliere ich alle, die ich liebe?« Die Fragen kamen alle auf einmal heraus und verbanden sich zu einer weinerlichen Litanei des Selbstmitleids.

Einen Moment lang musterte ich ihn schweigend. Mit über vierzig sah er noch immer so gut aus wie damals als Dreißigjähriger und wohl auch als Zwanzigjähriger, nur hatte er jetzt auch noch Geld und eine gehörige Portion Frechheit dazu. Wenn er wollte, brachte er mit seinem Charme jeden Nonnenschlüpfer zu Fall, und das wusste er auch. Selbst an diesem Morgen wirkte er bei all seinem Elend noch wie eben den Seiten eines vornehmen Herrenmagazins entsprungen. Er hatte es sich nicht nehmen lassen, ein dunkelgraues Hemd aus Waschseide anzuziehen, das wie angegossen saß und gut zu der anthrazitfarbenen

Hose passte. Am Handgelenk blitzte ein goldenes Uhrarmband von teurer Raffinesse. Ich sah an ihm vorbei aus dem Küchenfenster und sann darüber nach, dass das Laub an dem großen Kastanienbaum im Nachbarhof schon fast abgefallen war und dass der Fliederstrauch, den Jamal vor dem Haus gepflanzt hatte, wohl nicht bis zum Frühjahr durchhalten würde. Dann fiel mein Blick auf das im Morgenregen glitzernde Dach von DeWaynes neuem silberfarbenen Lexus. Als ich wieder zu ihm hinschaute, bemerkte ich die Tränen in seinen Augenwinkeln. Ich hatte DeWayne Curtis schon in so mancher Stimmung erlebt, aber ich hatte ihn noch nie weinen sehen.

»Magst du noch Kaffee?«, fragte ich. Er nahm an und trank ihn hastig aus. »Wenn ich doch nur was sagen könnte, DeWayne, außer dass es mir leid tut.«

»Es reicht schon, dass ich herkommen durfte, Tammy.«

»Nenn mich nicht Tammy«, sagte ich scharf. Das war sein Kosename für mich gewesen, als wir noch zusammen waren, und als ich ihn jetzt zum vierten Mal an diesem Morgen aus seinem Mund hörte, wurde mir kotzübel. Er sah mich an, erst verwundert, dann gekränkt. Ich schaute schnell weg. Es hatte Jahre gedauert, bis ich über diesen Witz von einer Ehe hinweggekommen war, da wollte ich jetzt nicht seine jähe Verletzlichkeit erleben und keine trügerische Nähe empfinden.

»Ich hatte nicht die Absicht, dich zu beleidigen. Ich wollte nur sagen, es war nett von dir, dass ich vorbeikommen durfte.« Sein Ton war gehässig und sarkastisch; das war der DeWayne, den ich kannte.

»Ich hab's nicht böse gemeint«, sagte ich versöhnlich.

Der Mann hatte schließlich Kummer; ich war ihm überlegen. »Du sollst mich nur nicht Tammy nennen.«

»Wir waren immerhin mal verheiratet.« Jetzt kam wieder der alte Charme zum Vorschein. »Das war mit die schönste Zeit meines Lebens.«

Ich erstickte fast an meinem Kaffee. Er schenkte mir keinerlei Beachtung und starrte einen Moment lang die Wand über meinem Kopf an. Ich warf einen verstohlenen Blick auf die Uhr. Er war jetzt zehn Minuten da, und von mir aus konnte er wieder gehen.

»Tam... Tamara«, sagte er nach einer Weile. »Ich muss dir etwas sagen, was ich noch keinem Menschen erzählt habe.« Sein eindringlicher Tonfall ließ mich aufhorchen. »Terrence – war nicht der Erste. Er war nicht der Erste.«

»Der erste was?«

»Er war nicht der Erste, der gestorben ist.«

»Wie meinst du das?«

»So, wie ich es sage«, entgegnete er ungeduldig.

»Wovon redest du?« Es sollte nicht wütend klingen, hörte sich aber doch so an, und ich nahm es nicht zurück. »DeWayne, wie meinst du das?«

»Hör mir doch zu, verdammt, er ist nicht der erste von meinen Jungen, der gestorben ist.« Er packte mich fester an der Schulter, als er vielleicht wollte, um der Forderung nach Aufmerksamkeit Nachdruck zu verleihen. Ich machte mich ärgerlich los, doch sein verzweifelter Tonfall erschreckte mich. »Er war nicht der erste von meinen Söhnen, der gestorben ist«, wiederholte er.

Es geht ihm noch schlechter, als ich dachte, schoss es mir durch den Kopf.

»DeWayne, du hast vier Söhne«, sagte ich geduldig. »Du hast Terrence verloren. Ich weiß, das geht dir sehr nahe, und ich teile deinen Kummer, aber du hast nur *eins* von deinen Kindern verloren und nicht zwei.«

Er sah mich ungläubig an, durch mich hindurch. »Hab ich dir denn nie von meinem Sohn in Virginia erzählt, in Salem? Er war da unten und ich hier oben ... ich hab dir wohl nie von ihm erzählt.«

Jetzt packte mich die Wut mit solcher Wucht, dass ich sie fast auf der Zunge schmecken konnte. *Noch eine Lüge, das kennen wir ja!*, dachte ich und ärgerte mich dann über mich selbst, dass ich ihm die Macht gab, mich immer noch zu verletzen. Lügen war für DeWayne Curtis so natürlich wie für andere Männer das Fluchen. Während unserer fünfjährigen Ehe hatte er mich ständig angelogen – vom Preis für einen Beutel Kekse bis zu Geschichten, wo er die Nacht verbracht hatte.

»Du hast also noch ein Kind?« Ich schenkte mir Kaffee nach und wich seinem Blick aus. Ich trank einen Schluck und bemühte mich, ihn meine Gefühle nicht erkennen zu lassen. Das war das einzig Gute, das ich bei der Polizei gelernt hatte. Ich konnte so mühelos mit den Augen lügen wie der kaltschnäuzigste Typ draußen auf der Straße. Er antwortete bedächtig, sein Ton wurde plötzlich vertraulich.

»Ich war erst zweiundzwanzig und wollte mich gerade auf eigene Füße stellen. Mein erster Sohn.« Er wandte den Blick ab, woraus ich schloss, dass ich immer noch nicht die ganze Wahrheit zu hören bekam, aber ich wollte ihn nicht bedrängen. »Die Mutter war zwanzig. Das war 1969. Die

Zeit der Befreiung, aber nicht dort unten, nicht in dieser Stadt. Wenn da eine Frau schwanger wurde, musste sie das Kind austragen. Aber es war keine Liebe zwischen uns. Nicht so wie zwischen dir und mir.«

Ich ließ das auf sich beruhen.

»Aber ich bin mit dem Jungen in Kontakt geblieben, und sie hat ihm meinen Namen gegeben. Sie hat ihn DeWayne genannt.«

»Hatte sie auch einen Namen?«

»Willa. Ich habe ihm zukommen lassen, was ich konnte, und zumindest wusste er, dass er einen Daddy hatte, auch wenn ich ihm nicht so ein Daddy war wie meinen anderen Jungen, das konnte ich nicht. Aber jetzt ist er tot.«

»Wann ist er gestorben?«

»Vor einem Jahr. Gestern vor einem Jahr. Am vierten Oktober, Tamara. Am gleichen Tag wie Terrence, Herrgott noch mal.« Ein Frösteln überlief mich. Das Leben gab DeWayne tatsächlich einen Fußtritt nach dem anderen. Aber ich hatte schon Merkwürdigeres gehört. Als ich bei der Polizei war, hatte ich so viel Entsetzliches ohne Sinn und Verstand erlebt, dass ich mich nicht mal mehr darüber aufregen konnte – mit ein Grund, warum ich da aufhören musste. Der heimtückische Tod liegt ständig und überall auf der Lauer; er kann bei jedem anklopfen, wann immer es ihm beliebt, und DeWayne war da keine Ausnahme. Ich übrigens auch nicht. Aber vielleicht bekam DeWayne ja nur seinen gerechten Lohn.

»Tamara, da ist etwas im Gange. Da ist etwas gegen meine Kinder im Gange, und ich weiß nicht, was ich dagegen tun kann.«

»DeWayne, manche Sachen passieren einfach so ... es liegt ein Jahr dazwischen ...«

»Warum am selben Tag, ausgerechnet am selben Tag, genau ein Jahr später? Ich trauere noch um meinen ersten Sohn, und dann so was – als ob mir da einer was sagen will, das ich nicht hören möchte. Da stimmt was nicht, Tamara, das spüre ich doch. Du weißt, wie gut mein Instinkt funktioniert. Du weißt, damit liege ich immer goldrichtig. Es gibt da einen Zusammenhang, jemand knallt mir da was vor den Latz und macht mich fertig mit einem Zusammenhang, den ich nicht kapiere.«

»Da ist kein Zusammenhang, DeWayne. Es ist einfach nur ein entsetzlicher Zufall. Wie ist dein erster Sohn gestorben?«

»Erschossen. Ein Überfall, sagt die Polizei. Er ist von der Arbeit nach Hause gekommen, und da hat ihn jemand erschossen.«

»Das ist jetzt ein Jahr her, hat man den Täter gefunden?«

»Vor ein paar Monaten haben sie sich einen jungen Burschen geschnappt. Er sitzt noch in Untersuchungshaft. Ein Junge, kaum älter als Hakim. Freunde von ihm sollen behauptet haben, dass er es war. Angeblich hatte er DeWayne Juniors Brieftasche und Autoschlüssel.«

»Und wie ist Terrence gestorben? Eine Überdosis?«

Er sah auf seinen Schoß hinunter. Vielleicht packte ihn jetzt zum ersten Mal die Scham darüber, wie sein Sohn gestorben war, wie er ihn hatte leben lassen. Plötzlich sah er alt aus, ich wusste auf einmal, wie er als Greis aussehen würde, mit Falten im Gesicht und ohne Zähne.

»Yeah«, antwortete er schließlich, immer noch mit ge-

senktem Kopf. »Tamara. Da ist doch was nicht in Ordnung. Dass diese Jungen so früh sterben mussten, meine Kinder ...«

»Es ist nicht in Ordnung, dass sie so jung waren«, sagte ich, »und schließlich hast du sie geliebt und trauerst um sie wie noch nie.« *Und, dachte ich im Stillen, jetzt packt dich endlich das schlechte Gewissen, wie du mit ihrer Mama umgesprungen bist und dass du nicht richtig für sie da warst. Das ist nicht in Ordnung mit dir.*

Er fing lautlos an zu weinen, die Tränen liefen ihm nur so über das Gesicht. Jamal kam in die Küche und setzte sich neben ihn. Ich ließ die beiden allein, ging ins Wohnzimmer und machte die Küchentür hinter mir zu, aber ein paar Minuten später kam DeWayne herein und setzte sich zu mir.

»Tammy, kannst du nicht in die Wohnung von meinem Jungen gehen und mal schauen, was du da findest?«

Darauf war ich nicht gefasst. »Da ist nichts zu finden, DeWayne.«

»Geh doch mal hin und schau dich um. Für die Polizei war er nur ein ganz gewöhnlicher Junkie, mehr nicht. Vielleicht haben sie etwas übersehen. Der Junge wollte die Finger vom Kokain lassen. Er hatte seit zwei Monaten nichts mehr genommen. Er wollte clean werden. Daran ist er nicht gestorben. Ich bezahle dich auch, Tamara, ich weiß ja, dass du das Geld brauchen kannst. Ich zahle dir den doppelten Satz, plus Spesen.«

Das ließ mich unwillkürlich aufhorchen. Geld, das machte DeWayne erträglich. Geld. Darauf lief es letzten Endes immer hinaus. Und er hatte recht. Ich brauchte das Geld. Es lief jetzt besser als in den ersten Jahren nach meiner

Kündigung bei der Polizei, als alle – einschließlich meiner selbst – mich für verrückt hielten. Seither ging es bergauf, aber diesen Monat war das Geschäft flau. Im Frühjahr hatte ich Hochsaison – da stach die Männer der Hafer, und sie betrogen ihre Frauen, da rissen Kinder aus, um sich in der Welt umzusehen. Einer war hinter dem anderen her und bereit, mich für meine Dienste zu bezahlen. Doch wenn es auf den Winter zuging, lief niemand von zu Hause weg. Die Pflichtverteidiger schusterten mir ab und zu mal einen Fall auf Honorarbasis zu, doch auch diese Quelle schien im Oktober stets zu versiegen. Ich konnte eindeutig ein paar Dollar gebrauchen.

Jamal kam herein, setzte sich zu uns und verfolgte gespannt, was wir sagten. Als er mich anschaute, lag ein Flehen in seinem Blick, das ich nur aus seinen Kindertagen kannte, wenn er sich sehnsüchtig etwas wünschte.

»Okay, DeWayne«, sagte ich nach einem Moment. »Ich geh rüber in Terrences Wohnung und schau nach, ob ich da etwas finde.« Jamal warf mir einen dankbaren Blick zu, und ich nickte zurück. *Ich tu's für dich*, dachte ich und lächelte ihm kurz zu. *Und für Terrence, den dürren kleinen Jungen von einst, der sich über die Wünsche seiner Mama hinweggesetzt und dir seinen Segen gebracht hat.*